natürlich telefonierte Eike jetzt wild in der Gegend herum. Er erledigte alles telefonisch. Er ließ sich sogar telefonisch rasieren. Er rief nämlich den Friseur an und beorderte ihn in seine neue Wohnung. Er verschenkte seinen Füllhalter mit der Versicherung, er schreibe sowieso von nun an keinen einzigen Brief mehr. Er telefoniere statt dessen.

In der ersten Nacht in seiner Wohnung ging er gar nicht zu Bett. Er hatte sechs Ferngespräche, mit seiner Mutter in Berlin, mit seiner Schwester in Danzig, mit seinem Bruder in Saarbrücken, mit seiner Braut in München, mit einem Freunde in Breslau und mit einem seiner Kunden in Leipzig. Was übrigens seine Braut anbetrifft, so setzte er sich gleich mit der Post ins Benehmen und richtete eine regelmäßige Abendverbindung mit ihr ein. Das geht nämlich. Man kann, auf besonderen Antrag, jeden Abend zur bestimmten Stunde eine bestimmte Verbindung bekommen. Man braucht sie nur einmal, beim Stellen des Antrages, anzumelden. Dann klingelt jeden Abend, um acht Uhr beispielsweise, das Telefon, und man hat seine Stammverbindung.

Vielleicht verdanken Hasso Biel und ich es auch nur dem neuen Telefonanschluß, daß wir zu gestern abend eine Einladung zu Eike bekamen. Er rief uns beide an, denn Hasso und ich arbeiten in derselben Redaktion. Er sagte, es werde einen Grogabend geben. Nun gut, dachte ich, einen Grogabend mit Telefonanschluß! Weder Hasso noch ich hatten gestern abend etwas anderes vor, wir verabredeten uns auf zehn Uhr, und beim Abendbrot wurden wir uns darüber einig, daß es sicherlich einen gemütlichen Suff geben würde. „Versteht Eike etwas von Grog?" fragte Hasso noch. Ich wußte es nicht.

„Nötigenfalls werde ich ihm dabei helfen, Grog ist eine meiner starken Seiten!" erklärte Hasso.

Es wurde wirklich sehr gemütlich. Eike hatte unmäßig eingekachelt, und wir warfen sofort die Jacken ab. Eike hatte auch nichts dagegen, daß Hasso sich des Grogs annahm, und so begann also Hasso mit der Wirtschaft. Er ging mit vielem Drumherum zu Werke, verlangte zunächst Eierbriketts, weil ein richtiger Grog nur auf Eierbrikettfeuer zu machen sei. Dann baute er in jedes Grogglas ein verwickeltes System von Zimtstangen. Er baute sie über Kreuz, damit die Zimtstangen von Glaswand zu Glaswand sperrten. Den Zucker bereitete er dadurch vor, daß er ihn mit lauwarmem Rum anrührte. Er erklärte, diese Masse müsse dann mit einem hölzernen Löffel in die Gläser gegeben werden. Jeder andere Löffel sei dazu vollkommen ungeeignet. Niemand bezweifelte es.

Leider ging über diesen Vorbereitungen das Zimmerherdchen aus, auf dem das Grogwasser kochen sollte. Wir schoben das Gemäß in den Kachelofen und feuerten tüchtig ein. Trotzdem wollte das Wasser nicht kochen. Schließlich krempelte ich meine Aermel hoch und bastelte das kleine Herdchen wieder zurecht.

Ich rieche heute noch nach dieser Arbeit, aber sie gelang wenigstens. Es war genau elf Uhr, als wir den ersten Grog zu trinken bekamen.

Der Grog war sehr gut und sehr stark. Ich für meinen Teil glaube, daß er noch stärker als gut war. Als wir ein Glas getrunken hatten, begann Hasso schon, die Geschichte von dem schwarzen Schwein zu erzählen, das in zweiter Linie schwarzkarierte Junge warf. Als wir jeder zwei Gläser hatten, wiederholte er seine Erlebnisse mit der spanischen Radiosprachlehrerin, die er zwei Jahre anbetete, bis es herauskam, daß sie aus Pankow stammte und Krawuttke hieß. Nach drei Gläsern gestand Eike uns, daß er sich nicht mit Rasierseife, sondern nur mit Krem rasiere, und nach vier Gläsern spürten wir alle ein leichtes Flimmern vor unseren Augen. Um es los zu werden, tranken wir weiter und rauchten unsere Pfeifen.

Es wurde immer toller. Um ein Uhr konnten wir uns vor lauter Tabakrauch kaum noch sehen, wir saßen gerade und stramm, aber wir vermieden es, aufzustehen. Um zwei Uhr war das Wasser alle, und wir tranken jetzt endlich richtigen Grog aus purem Rum. Um drei Uhr lagen Hasso und Eike lachend nebeneinander auf Eikes Liege, und niemand wußte, worüber sie eigentlich lachten. Ich selbst hockte auf dem Fußboden neben dem Kachelofen und flocht Zöpfe aus meinen Schuhbändern.

Ich bin dreißig Jahre lang durch die Welt gegangen, ohne jemals zu merken, eine wie unterhaltende Beschäftigung es ist, Zöpfchen aus Schuhbändern zu flechten.

Schließlich wußten wir gar nicht mehr, wieviel wir getrunken hatten. Es schmeckte uns immer noch, aber man hätte uns vielleicht auch dunklen Tee mit Rum vorsetzen können, wir hätten es schwerlich gemerkt. Vor unseren Nasen lagen kleine, dichte Wolken von Rumaeruch. Diese kleinen Wolken waren schuld daran, daß uns alles nach Rum zu riechen schien. Es begann furchtbar zu werden. Und zu allem Unglück fiel mir noch ein, daß ich am Morgen Frühdienst machen müsse! Sowohl Eike als auch Hasso würden bis acht schlafen dürfen, ich aber mußte um fünf Uhr in der Redaktion sein, um das Sportblatt zu redigieren. Es war mir ganz schleierhaft, wie das darzustellen sei

Ich klagte den beiden mein Leid. Hasso griente nur und gähnte. Eike machte einen Haufen nachdenklicher Falten in seine Stirn und lächelte schließlich auch. „Wozu hat man Telefonanschluß?" rief er. „Ich werde Dich telefonisch wecken lassen, fertig ist die Laube!" Er wankte sofort in sein Arbeitszimmer und kam gleich darauf wieder. Es sei alles in bester Butter, erklärte er. Aber auch er konnte die Augen nicht mehr aufhalten. Wir verabschiedeten uns mit vielen Zeichen der Rührung. Hasso fiel fast die Treppe hinunter. Eike lachte in einem fort. Auf der Straße lief alles Karussel. Zu Hause warf ich mich im Mantel auf das Bett und schlief sofort ein.

Als ich erwachte, war es heute früh elf Uhr! Ich hatte einen Schädel wie Beton. Als mir aber einfiel, daß ich hätte Frühdienst machen müssen, wurde ich in einer merkwürdigen Mischung munter und elend zugleich. Irgendetwas Furchtbares mußte geschehen sein. Das Sportblatt war sicher ausgefallen, die Leute würden das Verlagshaus gestürmt haben. Meine Kündigung konnte schon ausgefertigt sein. Ich rappelte mich hoch und stürmte los.

Auf der Straße fiel mir ein, daß ich doch telefonisch geweckt werden sollte. Die Beamtin mußte es vergessen haben, und ich nahm mir vor, sie zu ermorden, wenn ich Schwierigkeiten mit dem Herausgeber haben würde. Kurz vor dem Verlagsgebäude begegnete ich einem Zeitungshändler. Vorne auf seiner Tasche hatte er die neue Sportausgabe! Das war eine Freude für mich, aber ich traute meinen Augen nicht! Sicherlich litt ich an Halluzinationen! Ich faßte mir an den schmerzenden Schädel und rannte weiter.

Auf meinem Platz in der Redaktion saß ein anderer! Mir flimmerte es so vor den Augen, daß ich den Mann gar nicht erkannte. Ein wüster Geruch von Grog und Hering brachte mich nach einer Weile zur Besinnung. Dieser Mann da war unser Feuilletonist, es war Hasso Biel!

Hasso sah schief zu mir auf und machte ein wütendes Gesicht. „Die Telefonfrau hat den falschen Mann geweckt, oder Eike hat ihr meine Nummer gesagt statt Deiner. Ich sitze hier seit fünf Uhr und schwitze puren Grog. Aber ich habe tatsächlich erst um zehn Uhr gemerkt, daß ich gar nicht an der Reihe bin mit dem Frühdienst!"

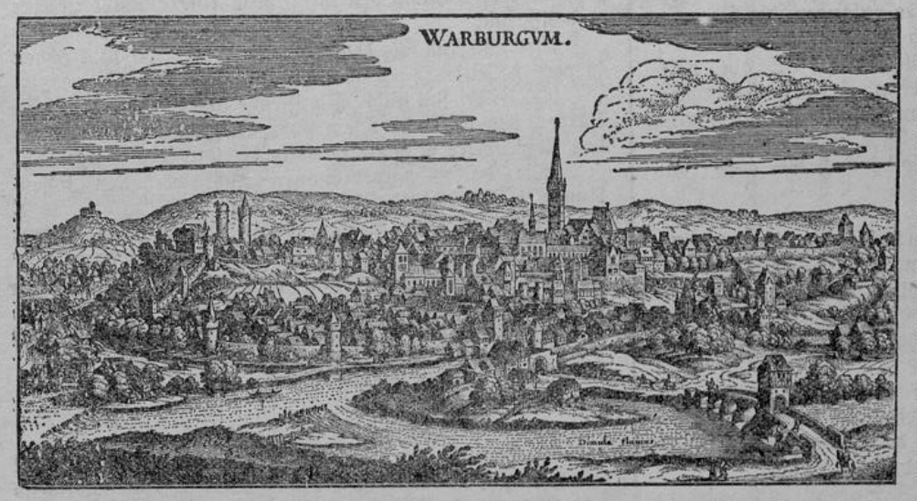
Der einsichtige Richter.

Ein höchst origineller Vorfall hat sich kürzlich in einer kleinen Stadt Südschwedens zugetragen. Dort war vor fünf Jahren ein Ehepaar geschieden worden, und im Urteil hieß es, daß der Mann nach einer gewissen „gleitenden Skala" für seine geschiedene Frau aufzukommen hatte. Es wurde abgemacht, daß er ein Viertel seines Einkommens zu zahlen hatte, das sich jedoch auf ein Drittel steigern sollte, wenn er jährlich mehr als 3600 Kronen verdiente. Einige Zeit nach der Scheidung verheiratete sich der Mann mit einer Buchhalterin, die monatlich 200 Kronen verdiente, und als die beiden verheiratet waren, behielt die Frau die Stellung. Nun achten die Steuerbehörden besonders scharf auf Ehepaare, wo beide Teile in Arbeit stehen, und die Bestimmungen sagen, daß beide Einkommen zusammenzulegen und die gemeinsamen Steuern gleich vom Gehalt des Mannes abzuziehen sind. Durch diese Vorschrift angeregt, kam die geschiedene Frau auf den Einfall, die beiden Einkommen gleichfalls zusammenzulegen, und siehe da, nun zeigte sich, daß der Mann mehr als 3600 Kronen jährlich verdiente. Was tun? Hin zum Gericht und Klage eingereicht! Das Gericht entschied, daß die neue Ehefrau nicht verpflichtet sei, für die alte zu zahlen.

„Palast der Sowjets" — der größte Wolkenkratzer.

Wie die Telegraphenagentur der Sowjetunion meldet, ist nunmehr der Bau eines riesigen „Palastes der Sowjets" endgültig beschlossen worden. Wie die Urheber des Planes, Professor Helfreich und Architekt Josane, in einer Pressebesprechung erklärten, soll der „Palast der Sowjets" 415 Meter hoch werden, während der bisher höchste Wolkenkratzer der Welt, das Empire Building in New York, nur eine Höhe von 407 Metern hat und der Eiffelturm in Paris sogar nur 300 Meter erreicht. Auch die Ausmaße des „Palastes der Sowjets" werden ganz gewaltig sein, so daß er das größte und höchste Gebäude der Welt werden wird.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 16 | **28. Februar 1934** | **8. Jahrgang**

Was ist geschehen auf Kloster Weil?

SALURN?

Roman von Lilian v. Kusenberg

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(13. Fortsetzung)

Wenige Sterne schimmern. Es weht ein kalter Wind hier oben, und die Dame im Automobil schauert. Sie springt aus dem Wagen und zieht den Schlüssel ab. Von dem Sitz neben sich nimmt sie eine kleine Laterne und beginnt den schmalen Pfad zwischen Kiefernlatschen und Steinblöcken zu der letzten Höhe der Wengenalm emporzusteigen.

Nach ein paar hundert Schritten tauchen die Umrisse der Jagdhütte Mariakreuz auf. Sie steht ein wenig unterhalb des ausgedehnten Plateaus der Alm, so, daß der Föhn über sie hinwegstreicht und ihr doch nicht das Dach abreißen kann.

Die Dame kommt um die Biegung und bleibt betroffen stehen. Da ist etwas Seltsames: Mitten in diese schweigende, nachtdunkle Landschaft stürzt das Licht eines Scheinwerfers, dessen Strahlen einen schneeweiß blendenden Kegel auf das schräge Dach werfen.

Ist das Mariakreuz? Die Jagdhütte, wo man vor Jahren so oft mit dem Onkel gewesen ist? Wer hat diese sonderbare Beleuchtung anbringen lassen? In gespenstischer Weise leuchtet das Dach aus der Finsternis. Sonst kein Licht. Es ist vollkommen still, und hinter den geschlossenen Läden der Hütte scheint sich nichts zu rühren. Bizarr geistert der lichtübergossene Dachfirst in dem nächtlichen Schweigen.

Die Dame in dem Automantel steht vor der dunklen Hauswand und sucht im Schein ihrer Taschenlampe nach der Tür. Da — zwei ausgetretene Stufen führen hinauf.

*

Eine Sekunde zögern. Sie faßt nach der Klinke.

Die Tür gibt nach, und ein schmaler, dunkler Flur tut sich auf ...

Der Mann in der dunkelgrünen Jagdjoppe fährt zusammen, als an der Tür ein Geräusch ertönt.

„Wer ist da?"

Mit einem Sprunge ist er an der Tür und reißt sie auf. Eine Dame im Ledermantel und der Autokappe auf dem dunklen Haar steht im Rahmen.

Der Mann in der Jagdjoppe bleibt einen Augenblick unbeweglich. Dann geht ein Lächeln über sein Gesicht, ein sehr kleines und beinahe undefinierbares Lächeln. Mit einer vollendeten Verbeugung tritt er zurück:

„Was für eine Überraschung! Ich bin sehr glücklich, daß Sie mich besuchen — Nell!"

Sie geht an ihm vorbei und hört, daß er die Tür hinter ihr schließt. Mit ein paar langsamen Schritten ist er wieder neben ihr

„Sie erlauben?"

Mit einer Bewegung, als stünden sie beide im Ballsaal, nimmt er ihr den Mantel von den Schultern. Steht neben ihr, abwartend, bis sie die Kappe vom Kopf genommen hat. Er trägt beides ins Nebenzimmer.

Als er zurückkommt, steht sein Besuch noch ebenso unbeweglich am Tisch. Die Haare fallen ihr in einer dunklen Locke in die Stirn. Sie rührt keine Hand, um sie zu ordnen.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Nell? Vielleicht hier?"

Randalls Stimme ist von vollkommener Höflichkeit. Er schiebt Nell einen Sessel heran, und setzt sich ihr gegenüber.

Nells Augen gehen über den kleinen Raum hin. Es ist das typische Innere eines Jagdhauses — ein paar roh gezimmerte Wände, an denen eine Bank hinläuft, an der einen Schmalseite ein riesiger Kamin, davor zwei abgenutzte, tiefe Sessel, in denen sie sitzen. Eine Petroleumlampe auf dem Tisch, ein wenig abseits. Ein Haufen von Papieren auf Tisch und Bänken. Das blasse Licht fällt undeutlich auf die Wände, an denen Geweihe und Gabeln hängen. Eine kleine Tür führt zum Nebenraum, eine andere auf den schmalen Gang, durch den sie hereintrat.

Nell schrickt zusammen, Randall hat ein paar kleine Gläser vor sie hingestellt und gießt ein.

„Sie müssen doch müde sein von dem langen Weg", meint er, wie beiläufig. „Haben Sie den Wagen gut heraufbekommen?" fügt er höflich hinzu, „das Licht draußen scheint leider nicht ganz bis auf den Weg hinunter. Ich muß da noch etwas daran ändern lassen, aber es hat Sie hoffentlich nicht zu sehr gestört?"

Es ist etwas an seinem Ton, das Nell die Röte in die Wangen treibt.

„O nein", antwortet sie kurz.

„Wie finden Sie den Benediktiner?"

„Gut, danke!"

„Ich habe ihn im Kloster Weil drüben aufgetrieben. Ihr Wohl, Nell!"

Nell hebt stumm das Glas an die Lippen und setzt es wieder auf den Tisch. Sie spürt, — diese Situation ist unmöglich! Man kann nicht mit ihm hier oben leere Redensarten wechseln, wenn er — Saturn verhaften lassen will und ihr selber vor zwei Tagen seine Liebe erklärt hat. Sie starrt auf den Tisch. Wie soll ich es anfangen, die Sprache auf das Thema zu bringen, weshalb ich hergekommen bin?.

„Sie sind auch Jägerin, Nell? Nicht? Schade, wir haben eine famose Gemsjagd hier oben. Ich versuche immer Ihren Onkel zu überreden, daß er mal wieder heraufkommt. Ich habe die Jagdpacht seit letztem Jahr, und wenn ich nur eine Stunde Urlaub habe, bin ich fast immer hier oben. Ich darf Ihnen doch noch eingießen?"

„Nein, danke!"

... ich muß sprechen, ich m u ß sprechen, dachte Nell, und ihre Hände klammerten sich um die Sessellehne ...

„Ich habe noch gar nicht gefragt, ob ich Ihnen nicht sonst etwas anbieten kann? Haben Sie schon zu Abend gegessen?"

„Danke, ja." Nell sieht an ihm vorbei. „Ich bin gekommen, Sie etwas zu fragen."

„Ja — aber bitte sehr!"

„Sie wissen doch sicher Bescheid über meinen Vetter, nicht wahr? Bitte sagen Sie mir doch: wie steht es denn mit ihm? Was halten denn Sie von der Sache?"

„Oh — mit Leutnant Berka?" Randall hatte wieder den liebenswürdig-bedauernden Konversationston, „ja, liebe Nell, da kann ich Ihnen leider auch nichts Genaues sagen. Eine etwas dumme Geschichte — ich halte es natürlich für einen gewissen Leichtsinn von Leutnant Berka, aber er hat sich eben wohl gar nichts Böses gedacht. Nun — es wird schon wieder in Ordnung kommen. Ihr Wohl, Nell!"

Er beugt sich ein wenig vor, da Nell stumm bleibt:

„Aber ich bitte Sie, Nell, so machen Sie sich doch keine Sorge. Das hat wirklich keinen Zweck. Lieber Himmel, das ist alles nicht so schlimm!"

„Aber — ich habe gehört, es s e i schlimm ..."

Randall zuckte ein wenig die Achseln, er hat sein liebenswürdig-verbindliches Lächeln:

„Es tut mir furchtbar leid, wirklich, aber ich darf nicht aus der Schule plaudern, Sie wissen ja, Dienst ist Dienst!"

„Herr Oberleutnant", Nells Stimme zittert — es ist ein seltsamer Gegensatz von dieser angstvollen Stimme zu seinem überlegenen Ton, „warum wollen Sie mir nicht die Wahrheit sagen? Peter ist verdächtigt worden — man soll Papiere bei ihm gefunden haben — aber das ist unmöglich ..."

Sie bricht ab.

„Liebe Nell, es tut mir wirklich furchtbar leid — aber müssen wir diese fruchtlose Unterhaltung fortsetzen?"

„Fruchtlos — wenn sie fruchtlos ist, nein ..."

Nell steht auf, bleibt stehen, spürt eine hilflose Schwäche. Auch Randall hat sich erhoben:

„Ich bin unglücklich, daß Sie so unzufrieden mit mir sind, Nell! Aber bitte bleiben Sie doch sitzen. Bitte!"

„Nein, ich — ich will gehen ..."

Nell zerrt an ihren Handschuhen, dann hebt sie den Kopf, sieht ihn an:

„Ist es denn ganz unmöglich, mit Ihnen zu sprechen, Randall?" fragt sie leise.

„Aber Nell, ich stehe doch vollkommen zu Ihrer Verfügung! Ihr so geschmeichelter Besuch um diese Stunde", er lächelt in ihre starren Augen hinein, „ich hätte nie darauf zu hoffen gewagt! Ich könnte Ihnen doch g a r n i c h t s abschlagen!"

Nell muß sich zwingen, daß sie nicht zurückweicht, wie er auf sie zukommt.

„Ich — ich ..." stammelt sie.

„Liebe Nell — bitte, regen Sie sich doch nicht so auf!"

Sie fühlt seine Hand auf ihrem Arm und beißt die Zähne zusammen, um die Hand nicht wegzuschleudern. Sie spürt seinen Atem, wie er spricht:

„Nun? Aber Sie haben ja ganz kalte Hände, Sie zittern ja ordentlich! ... Haben Sie Angst?"

„Angst?" Nell machte ihre Hand los. „Ich? Vor wem denn?"

„Natürlich nicht!" Sein Arm legt sich um ihre Schulter. „Eine so couragierte junge Dame, die nachts allein über die Berge fährt und Besuche macht ..."

„Lassen Sie mich los", stammelt Nell.

Aber er bleibt neben ihr stehen, seine Stimme ist leise und singend:

„Warum sind Sie denn so heftig, Nell? Ich will Ihnen ja gern helfen! .. "

Nell rührt sich nicht. Sie ist wie aus Stahl am ganzen Körper. Es verstreichen ein paar Sekunden, dann hebt sie den Kopf. Ihre Stimme ist ganz tief und sehr ruhig:

„Sie dürfen Graf Saturn nicht verhaften lassen, Randall! I c h b i t t e S i e d a r u m!"

Es kommt keine Antwort. Sie sieht in seine Augen, die lächeln nicht mehr, es ist ein kaltes Funkeln darin.

„Es liegt an — I h n e n, Nell ...", antwortet er sehr leise und sehr deutlich.

Im selben Augenblick macht Nell eine Bewegung, seine Hand gleitet wie zufällig von ihrer Schulter ab.

„Bitte meinen Mantel."

Ihre Stimme ist rauh.

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein!"

Randall verschwindet im Nebenzimmer und erscheint gleich darauf mit Mantel und Kappe. Er legt ihr schweigend den Mantel um, sie nimmt Mütze und Handschuhe in die Hand, wendet sich zur Tür.

Er will öffnen, da bleibt sie stehen. Sie sieht ihn an, ihre Stimme ist sehr leise:

„Randall, Sie k ö n n e n mir helfen! Sie waren immer unser Freund. Sonst wäre ich nicht gekommen. Ich bitte Sie, Randall, versuchen Sie die Sache zu klären!"

Es kommt keine Antwort. Eine Stille von Sekunden, in denen ihre Blicke sich kreuzen. Vor Nells Augen beginnt alles zu schwanken.

Und dann hat Randall sie an sich gerissen, in einer jähen Umarmung, daß sie fast hinstürzen. Handschuhe und Mütze fallen ihr aus der Hand ...

Da fährt ein Luftzug ins Zimmer, daß die Papiere auf dem Tisch aufwirbeln. Die Petroleumlampe blakt hoch. Ein Mann steht in der Tür.

„Guten Abend, Herr Oberleutnant!"

Randall fährt herum, Nell taumelt gegen den Sessel. Saturn steht in der Tür, er hat die Arme verschränkt. Er beachtet Nell nicht, seine Augen halten Randall umklammert. Keines rührt sich.

„Sie — Saturn? Man hat Sie noch nicht ..."

„Verhaftet, meinen Sie? O nein! Ich muß übrigens um Verzeihung für die Störung bitten!" Er hat die Tür hinter sich zugemacht, seine Augen starren noch immer in die von Randall. Jetzt geht ein kleines, spöttisches Lächeln über seine Züge. „Aber ich hoffe, Sie dafür zu entschädigen. Ich habe Ihnen nämlich eine kleine Arbeit abgenommen!"

„Was ..."

„Ich habe die Post in Empfang genommen, die das Flugzeug, das, wie üblich, auf das Lichtsignal von Ihrem hellerleuchteten Dach hin, auf dem Plateau gelandet ist ..."

Er kommt nicht weiter. Randall hat sich auf ihn gestürzt, mit einem Aufschrei, der nichts Menschliches mehr an sich hat.

„Sie — Sie ..."

Es ist ein kurzer Kampf, eine Stimme klingt von der Tür her, eine helle, weibliche:

„Sie kommen, Karel, sie sind gleich oben! Der Oberst ..."

Saturns Kopf fliegt herum. Guri steht in der Tür. Den Augenblick benutzt Randall und hat mit einem Sprung über den Tisch weggesetzt. Ein Ruck — und die Tür zum Nebenzimmer fliegt hinter ihm zu. Ein Schlüssel fährt herum.

„Karel — wenn er flieht! Aber nein, da kommen sie! ..."

Man hört das Aufbrausen und Stoppen eines Motors, am Wege unten das Bremsen eines zweiten. Stimmen schwirren den Berg herauf. Säbelklirren. Soldaten.

(Fortsetzung folgt)

Großer Mann aus Amerika

Einer Begebenheit nacherzählt von Frank Helmerding

Wenn ich auf einen meiner Freunde wirklich stolz bin, dann bin ich es auf den kleinen Ried. Peter Ried in Firma „Riesi", Spezialöle für feinmechanische Werkzeuge, wenn Sie es genau wissen wollen. Das hört sich groß, es hört sich sozusagen kapitalistisch an. In Wirklichkeit aber hat Peter Ried eine sehr kleine und einfache Geschichte.

Er ist dreißig Jahre alt und lacht heute noch wie ein ganz junger Bursche. Er lacht nicht eigentlich, er meckert! Jedermann hält ihn für noch jünger, als er ist. Er kann eine ganze Abendgesellschaft unterhalten, er hat ein erstaunliches Gedächtnis für Witze, und er hat selten Geld.

Bis vor drei Jahren war er bei einer großen Firma angestellt, die Oele und Fette herstellt und vertreibt. Bohnerwachs, Schuhwichse, hundert Arten von Schmiermitteln und Konservierungspräparaten. Unter den Angestellten dieser Firma war Peter irgendeine Nummer. Aber gerade damals hatte er immer prachtvolle Laune.

Vor drei Jahren aber glückte ihm eine Erfindung. Sie hat nicht in den Zeitungen gestanden, es war keine fulminante Sache, aber sie war sehr brauchbar. Es handelte sich um eine Art von sehr feinem Oel, das ganz dichte und unverstellbare Verteilungen ermöglicht und in feinmechanischen Geräten, Mikroskopen, Uhren, Photoapparaten, Fernrohren und anderen Kleinaggregaten sehr gut wirkt und sehr lange vorhält. Auf Grund dieser Erfindung machte Peter sich selbständig.

Er mietete einen Schuppen und kaufte ein sehr altes Auto. Er beschaffte sich eine Reihe von Büchsen und kleinen Kanistern, einen Kanonenofen und ein paar Löffel. Er ließ seinen Firmennamen eintragen und begann mit der Fabrikation seiner Sache. Sein Tagewerk ist ungefähr so, daß er Montags vormittags das Oel herstellt, das er in der Woche zu verkaufen gedenkt. Montags nachmittags stellt er aus Bohnerwachs, markenlosem Autoöl und Staufferfett einige Kollektionen für drei oder vier junge Leute zusammen, die auf Provision für ihn reisen. Ab Dienstag früh bedient er sein Telefon, rennt bei seinen Kunden herum, besucht hier eine optische Fabrik und dort eine feinmechanische Werkstatt, führt seine Geschäftsbücher und macht seine Steuererklärungen. Sonnabends liefert er. Und er macht alles das ganz allein und selbst.

Er ist also ein ganz kleiner Mann. Er krabbelt sich so langsam hoch. Ein paar gute Abnehmer hat er bereits. Er braucht keine Schulden zu machen, aber er flucht sehr oft über sein eigenes Oel. Es hält nämlich unverschämt lange vor, die Leute brauchen viel zu wenig davon. Er hat einige Auslandsverbindungen angeknüpft und sich eigens dazu neue Briefbogen drucken lassen. Mit diesen Briefbogen ging sein Dilemma auch los.

Ich war dabei, als er sie entwarf. „Sie müssen größer sein als meine Firma, darüber bin ich mir vollkommen klar! Diese Leute im Ausland stellen sich unter einem Deutschen, der eine Erfindung gemacht hat und sie selbst verwertet und finanziert, einen kapitalkräftigen Menschen vor, der eine Pfundsorganisation aufgezogen hat. Da diese Leute auch sicherlich nie nach Deutschland kommen, werde ich die Briefbogen also ruhig etwas größer nehmen. Ich werde sie dann so handhaben, daß unser Finanzamt sie nicht erlebt!"

Das war vor einem Jahr. In der Zwischenzeit hat Peter vor allem mit einer Auslandsverbindung schon sehr nett Abschlüsse gemacht. Seine Verkaufskanone ist dieser junge Amerikaner aus New York! Neulich hat er fünfzig Kilo auf einmal bestellt. Er bezahlt gut und prompt, er reist in einem großen Sechzehnzylinder. Er versteuert jährlich vierzigtausend Dollars. So stand in der Auskunft, die Peter über den Mann einholte.

Der Fall lag also so, daß der Vertreter des Fabrikanten ein großer Mann und der Fabrikant selbst ein kleiner Anfänger ist! Aber Peter kümmerte sich um dieses soziologische Kuriosum nicht erst. Der Mann verkaufte sein Oel, bekam seine Provision. Er machte das so nebenher und war allem Anschein nach mit Peter zufrieden.

Er war so zufrieden, daß er gelegentlich einer kleinen Europareise seine Ankunft anmeldete und um eine Besichtigung der Fabrik bat! Merken Sie was? Begreifen Sie, daß es ein schwarzer Tag für Peter war, als er diesen Brief bekam? Schwarzer Tag ist übrigens kein Ausdruck! Erschlagen war der Peter, verzweifelt war er! Er wußte nicht aus und nicht ein, er war halbtot vor Schreck!

Wir überlegten zusammen. Ich schlug vor, den Mann in einem Hotel zu empfangen. Das tröstete den Peter aber nur zur Hälfte. „So kann ich ihm meine kleine Wohnung unterschlagen, aber die Fabrik, den Schuppen da, durch dessen Dach es bisweilen in meine Raffinerie hineinregnet! Er will doch die Fabrik besichtigen!"

„Dann sag ihm, Du hättest Deine Produktion an eine große Fabrik irgendwo vergeben, die Leute lieferten Dir den Kram, seit Weihnachten!"

„So wird er enttäuscht sein, daß ich das Oel nicht selbst fabriziere, und denkt, es lohne sich nicht!"

„Dann sag' ihm die Wahrheit, zeig ihm den baufälligen Schuppen! Wenn er ein Mann ist, wird er darüber wegkommen."

Peter machte ein sehr bekümmertes Gesicht. Eine Woche lang sah ich ihn nicht. Ich mochte ihn auch nicht sehen, denn er war sicher in dieser Woche vor der Ankunft des Großen aus Amerika sowieso nicht zu genießen. Und gestern kam dann der Amerikaner. Ich war dabei. Ich sollte Peters Privatsekretär sein. Peter spricht besser englisch als ich, aber wir dachten, es sei vornehmer, wenn der Fabrikant kein Englisch kann und dafür einen Privatsekretär hat.

Der Mann aus New York kam an, wie Vanderbilt! Grobgemusterter Anzug, groß, schwer, dicke Ringe, dicke Schuhsohlen, ausrasierte Grübchen, ein Kerl, der schon Betrieb darstellt, wenn er sich nur auf einen Stuhl setzt. Wir frühstückten im besten Hotel der Stadt, wir verfrühstückten einen ganzen Wochenverdienst von Peter! Der Amerikaner war sehr guter Laune, erzählte von seiner Ueberfahrt und bestellte fünfhundert Kilo von Peters Spezialöl! Als ich ihm das aber „übersetzte", tat er ganz blasiert, teils, weil das seine Rolle war, teils, weil er glaubte, der Kerl ziehe den Auftrag doch zurück, wenn er die Fabrik sieht. Und nach einer Stunde brachte ich die Rede ganz vorsichtig auf diese Fabrik!

„Oh no, my friends!" sagte da der Amerikaner. „Ich brauche nicht besichtigen das Werk, ich haben schon gesehen!"

Peter wurde blaß, wie die Wand! Ich selbst fühlte es kalt auf meinem Rücken. Er hatte den Schuppen schon gesehen?

„Oh yes!" strahlte der Amerikaner. „Aus dem Expreß habe ich gesehen! Große, schöne Fabrik, und ich wette, bestimmt dreihundert Arbeiter!"

Wir sagten gar nichts, wir nickten nur obenhin. Wir wagten nicht mehr, von der Fabrik zu sprechen, und wir wagten erst recht nicht, uns anzusehen. Eine Stunde später rollte der Kerl wieder ab. Er machte einen tollen Betrieb mit Händeschütteln und „Good bye!" er strahlte uns an, als seien wir eine Offenbarung für ihn. Wir wußten uns das nicht zu erklären!

Am Nachmittag fuhren wir neben der Bahnstrecke vor die Stadt. Es gibt dort eine große Fabrik, in der T-Träger und Betonplatten hergestellt werden. Und vor diesem großen Klotz von Haus stand, auf einem Wiesenstreifen, ein Reklameschild, für ein Ballhaus, das so ähnlich heißt wie „Riesi". Ja, das hatte der gute Junge eben verwechselt.

Grogabend mit Telefonanschluß

Humoristische Skizze von Walter Roderich

Als Eike Tott mir dieser Tage von seiner neuen Wohnung erzählte, wiederholte er im Verlaufe einer einzigen halben Stunde sieben Mal die Bemerkung, er habe Telefonanschluß! Mir schien, Eike berausche sich förmlich an dem Gedanken, nunmehr zu den Leuten zu gehören, die zu jeder Tageszeit anderen Leuten zur Last fallen können, ohne einen Schritt aus dem Hause zu tun. Da er noch hinzufügte, er werde unverzüglich zur nächsten Druckerei gehen, um sich neue Besuchskarten mit dem ausdrücklichen Hinweis auf seinen Telefonanschluß drucken zu lassen, glaubte ich, ihn durchschaut zu haben. Er war eben ganz und gar besessen von seiner neuen Bedeutung als Fernsprechteilnehmer.